

BIELEFELDER ARBEITEN ZUR SOZIALPSYCHOLOGIE

Nr. 202

(Mai 2002)

Hans D. Mummendey

Zur Substantialisierung des "Selbst" -
Wurzeln und Erscheinungsformen

Psychologische Forschungsberichte,
herausgegeben von Hans D. Mummendey,
Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie,
Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld
hans.mummendey@uni-bielefeld.de

Hans D. Mummendey:

Zur Substantialisierung des "Selbst" - Wurzeln und Erscheinungsformen

Selbstbezogenheit und Substantialisierung

In der Psychologie ist das Individuum der Ausgangspunkt und das Ziel der wissenschaftlichen Betrachtung. Es ist die einzelne Person, die als "Einheit der Analyse" fungiert. Dies gilt auch dann, wenn, wie etwa in der Sozialpsychologie, Wechselbeziehungen mit anderen Personen, also soziale Interaktionen, oder die psychologischen Beziehungen innerhalb und zwischen Gruppen im Mittelpunkt der Forschung stehen. Das strikte Festhalten an der "individuellen Perspektive" mag zwar als einseitig und unzureichend bewertet werden - es mag beispielsweise aus soziologischer oder systemorientierter Sicht ein wenig eingeengt und rigide erscheinen. Es ist aber unter dem Gesichtspunkt einer Arbeitsteilung zwischen den Wissenschaften höchst sinnvoll. Psychologie ist nun einmal die Wissenschaft vom Verhalten und Erleben von Individuen.

Als spezifisch menschlich erscheint es, daß sich Individuen nicht nur mit Gegenständen und Ereignissen außerhalb der eigenen Person, sondern auch mit Vorgängen "innerhalb" der eigenen Person beschäftigen. Insbesondere die Prozesse des Empfindens, Wahrnehmens, Erkennens, Denkens und Fühlens, also die kognitiven, emotionalen und motivationalen Vorgänge können ebenso auf die eigene Person gerichtet, also selbstbezogen sein. Es sollte nicht verwunderlich sein, daß sich beim Bezug auf die eigene Person die eine oder andere menschliche Schwäche zeigt, und eine dieser Schwächen scheint die Tendenz zur Verdinglichung, zur Substantialisierung zu sein. Wenn man ein Phänomen beobachtet, so gibt man ihm recht bald einen Namen. Einem Gegenstand einen Namen zu geben, hat neben allen erwünschten Wirkungen die unerwünschte Nebenwirkung, daß man das Benannte in gewisser Weise verdinglicht. Durch diese fast zwangsläufig erfolgende Verdinglichung oder Substantialisierung kommen nun dem betrachteten Phänomen Bedeutungen zu, die man vielleicht gar nicht beabsichtigt hat, die aber, schon der Einfachheit und Klarheit halber, gleichsam automatisch mit dem benannten Gegenstand verknüpft und dann nicht mehr so leicht wegzudenken sind.

Wir beobachten beispielsweise im Alltagsleben irgendeine auffällige Verhaltensweise, zum Beispiel sehen wir, wie eine Person eine andere Person anrempelt; wir interpretieren dieses Rempeln als Gewalttätigkeit (obgleich dies keineswegs der Fall sein muß, zum Beispiel könnte die rempelnde Person ihrerseits zuvor von einer dritten Person angestoßen oder abgedrängt worden sein und für ihr Rempeln gar nicht verantwortlich sein); im Gespräch mit weiteren Personen sprechen wir somit von einer "Gewalttätigkeit", nehmen also eine Substantialisierung vor; die rempelnde Person wird von uns darüber hinaus womöglich als "gewalttätiger Mensch" bezeichnet, es erfolgt also eine (wiederum vielleicht nicht gerechtfertigte) Verwandlung einer Verhaltensweise in eine relativ stabile Persönlichkeitseigenschaft. An solchen Beispielen zeigt sich, daß es sicherlich einfacher, schneller, ökonomischer ist, Substantialisierungen vorzunehmen, als Phänomene in Begriffen von Prozessen genau zu beschreiben. Anstatt eine Situation sorgfältig zu analysieren und alle Erscheinungen und

Randerscheinungen mit zu berücksichtigen, kognitiv zu verarbeiten und mit Deutungen vorsichtig zu sein, verlassen wir uns vielfach auf eine automatische und schematische Art der Informationsverarbeitung und Beurteilung.

Dem Hang zur Verdinglichung, zur vorschnellen Substantialisierung ist man früher in der Psychologie leider häufig begegnet. Dabei sollte es gerade Aufgabe der wissenschaftlichen Psychologie sein, einfaches, ja primitives Denken und alltagspsychologisches Immer-schon-Wissen aufzuklären, zu relativieren und zu verändern. Hans *Thomae* hat dies beispielsweise auf dem Gebiet der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung (oder der Charakterkunde, wie es damals noch hieß) versucht. In seinem Buch "Persönlichkeit - eine dynamische Interpretation" hat er überzeugend gegen eine statische und substantialisierende Auffassung von Person und Persönlichkeit argumentiert und zu einer "dynamischen", an der Analyse von *Prozessen* orientierten psychologischen Forschung aufgefordert. Als dynamische Interpretation wird einerseits eine flexible, nicht-statische Herangehensweise an ein psychologisches Objekt, andererseits die Auffassung dieses Objektes als von vornherein in Bewegung und Veränderung befindlich verstanden. Zwar wird die Persönlichkeit eines Menschen auf der einen Seite durchaus als etwas Strukturiertes mit relativ überdauernden Eigenschaften gesehen, aber auf der anderen Seite wird sie durch die Ausprägung einer Reihe von formalen Prozessen (Gerichtetheit, Orientiertheit, Verfestigung, Gebundenheit, Steuerung, Versachlichung, Verinnerlichung/Veräußerlichung, Vertiefung/Verflachung, Distanzierung und Veränderung im Lebenslauf) beschrieben. So arbeiten *Thomae* zufolge bei einer dynamischen Interpretation von Persönlichkeit in allen psychischen Prozessen stets zwei Prinzipien zusammen, die als Differenzierung und Strukturierung betitelt werden.

Wie stark unsere Neigung ist, Prozesse immer wieder nur auf gleichsam statische Kategorien zu reduzieren, zeigt sich sogar dort, wo der wissenschaftliche Gegenstand erklärtermaßen prozeßhaft und zeitabhängig ist, nämlich in der Entwicklungspsychologie. Immer wieder hat es Versuche gegeben, den individuellen Entwicklungsprozeß nicht als kontinuierlich, sondern als diskontinuierlich, als in Stadien, Phasen und ähnlichen festen Kategorien, quasi aufeinander aufbauend zu beschreiben. In der Praxis glaubt man zu bemerken, daß von Erziehern und weiteren Anwendern entwicklungspsychologischer Erkenntnisse umso eher nach festen Kategorien, Phasenlehren, Typologien etc. gegriffen wird, je weniger wissenschaftlich sie vorgebildet und orientiert sind.

Das sicherlich prominenteste Beispiel für eine simple Substantialisierung ist vermutlich die jahrtausendealte Rede von der "Seele" - es gehört gewiß zu den bemerkenswertesten Errungenschaften der Psychologie des 20. Jahrhunderts, die eigene Profession und weite Teile der wissenschaftlichen Gemeinschaft davon überzeugt zu haben, daß der Seelenbegriff für die empirisch-wissenschaftliche Forschung unbrauchbar sei. (Daß damit überhaupt keine Aussage darüber verknüpft ist, ob es "die Seele" nicht vielleicht "wirklich gibt" oder ob es nicht für andere Disziplinen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft sinnvoll sein kann, "die Seele" als theoretisches Konstrukt oder gar als etwas Existierendes anzunehmen, wird von den Gegnern der wissenschaftlichen Psychologie zuweilen geflissentlich übersehen.) In der psychologischen Forschung werden nun einmal quantitativ erfassbare Merkmale studiert, die man allenfalls als "Verfestigungen" von Prozessen auffassen kann. Unter diesen Prozessen befinden sich eine ganze Reihe von inneren, nicht

unmittelbar beobachtbaren Vorgängen - letztere werden dann, vielleicht um nicht ganz ketzerisch zu erscheinen, immerhin noch als "psychische Prozesse" bezeichnet.

Vorläufer der "Selbst"-Psychologie:

Subjekt, Ich und "Selbst" in Philosophie, Psychoanalyse und Soziologie

Die Auffassung von der Einheit und Einzigartigkeit des Individuums scheint sich im Zivilisationsprozeß erst relativ spät, nämlich im ausgehenden Mittelalter zwischen dem elften und 15. Jahrhundert herausgebildet zu haben. In diesem Zusammenhang stößt man in der philosophischen Literatur bereits auf die Begriffe "selbst" und "Selbst" in allen möglichen sprachlichen Verknüpfungen. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hat man sich in wachsendem Maße mit der Unterscheidung zwischen einem inneren und einem äußeren "Selbst" beschäftigt, also beispielsweise damit, was jemand "wirklich" ist und was jemand nach außen darstellt oder unter dem Einfluß seiner Umgebung geworden ist. Man interessierte sich für das Selbstbewußtsein eines Menschen und für Selbsttäuschung, also auch für gewissermaßen "falsche" Selbstbilder. Mehr und mehr beschäftigte man sich mit Problemen der Selbstverwirklichung und den Auseinandersetzungen zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, also jenem globalen Konzept, das unter anderem als Gegenspieler des Individuums, das nach Selbstverwirklichung strebt, gesehen werden kann. Nach Roy *Baumeister* (1987), der sich über die Frage Gedanken gemacht hat, "how the self became a problem", war die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine eher selbst-kritische Epoche, gekennzeichnet durch eine gewisse Abwertung der Individualität und durch Entfremdungserscheinungen. Seit dem Zweiten Weltkrieg jedoch und bis in die Gegenwart hinein stünden im Mittelpunkt der Beschäftigung mit dem "Selbst" und dem Selbstbild die Prinzipien und Probleme der Selbstverwirklichung.

Gehen wir aber zunächst weiter zurück. Die philosophische Beschäftigung mit jenem "Was bin ich?" hat eine lange Tradition - das Subjekt als philosophisches Objekt zu nehmen, scheint für philosophisches Denken konstitutiv zu sein. Selbstverständlich kann man hier bei den griechischen Philosophen beginnen und zum Beispiel die Unterscheidung des *Aristoteles* zwischen körperlichen und seelischen Merkmalen des Menschen, also im Grunde wieder den Seelenbegriff, als Ausgangspunkt der Selbstkonzeptforschung betrachten. Im geistesgeschichtlichen Sauseschritt ginge es dann zu René *Descartes*' "Cogito ergo sum" und der damit ausgesprochenen Betonung des über sich selbst reflektierenden Individuums. Für *Descartes*, den Begründer der Subjekt-Philosophie, ist das Subjekt nicht ein handelndes, sondern ein in erster Linie denkendes, erkennendes Wesen. Er verwendet zwar gelegentlich bereits den Begriff des "Moy" als Ausdruck für das "je suis que je suis", aber das Subjekt bleibt doch immer eine "res cogitans". Das denkende Subjekt ist auch Gegenstand der Leibnizschen Philosophie. Es war Gottfried Wilhelm *Leibniz*, der erkannte und feststellte, daß man sich eine Substanz denke, wenn man "ich" sagt. Man denke sich eine individuelle Substanz, eine Monade, ein mit allen möglichen Attributen bis hin zu Zukunftsentwürfen ausgestattetes Subjekt.

Neuere psychologische Abhandlungen über "Selbst" und Selbstkonzept nehmen gewöhnlich ihren Ausgang von den Schriften angelsächsischer Denker und Autoren sowohl philosophischer als auch

soziologischer und psychologischer Herkunft, insbesondere von William *James* (1890), James Mark *Baldwin* (1897), Charles Horton *Cooley* (1902), George Herbert *Mead* (1934) und Gordon W. *Allport* (1943). Da die gegenwärtige empirische Selbstkonzeptforschung stark angelsächsisch geprägt ist, liegt es nahe, von hier aus nochmals zurückzublicken, und zwar zur Beschäftigung mit dem Ich, dem "Selbst" oder der Identität bei Philosophen wie Thomas *Hobbes*, George *Berkeley* und David *Hume*.

Für den vor allem als Staats- und Rechtsphilosoph bekannten Thomas *Hobbes* (1588-1679) hatte sich die Philosophie auf die unmittelbar erfahrbaren Erscheinungen der Natur zu beschränken. Als Geschöpf, das den Naturgesetzen unterliegt, gehört *Hobbes* zufolge dazu auch der Mensch - ein Wesen, das seiner Natur nach eigensüchtig und egoistisch ist, das seinen Trieben und Begierden folgt. Wenn es geselliges Verhalten zeigt und zu Gemeinschafts- und Staatenbildung neigt, so nicht aus, wie wir sagen würden, altruistischer oder sozialer Gesinnung heraus, sondern aus reinem Eigeninteresse. *Selbsterhaltung*, so *Hobbes* in dem Abschnitt "De homine" seines Werkes über die Anfangsgründe der Philosophie (1658), ist für jeden Menschen das höchste Gut. Sittliches und Religiöses werden je nach ihrem Wert für die Selbsterhaltung mal als gut, mal als schlecht beurteilt - für *Hobbes* folgt daraus die Notwendigkeit, daß der Staat mit Recht und Gesetzen regulierend eingreift.

Der Philosoph, Theologe und anglikanische Bischof *Berkeley* (1685-1753) kann einerseits schon deshalb als frühes Vorbild moderner Psychologen angesehen werden, weil er den Zugang zum Psychischen über die Wahrnehmung erstrebte; andererseits faßt er, anders als Psychologen und Selbstkonzeptforscher, in seiner Theorie der Gesichtswahrnehmung (1709) die Informationen, die der wahrnehmende Mensch erhält, als Zeichensprache Gottes auf. Was ein Individuum ist, gestaltet sich sozusagen in der Interaktion mit Gott. Die Außenwelt - heute würden wir sagen: die soziale Umgebung des Individuums - wird von diesem einem universellen Immaterialismus verpflichteten Denker weitgehend ignoriert. Immerhin läßt sich aus *Berkeleys* Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis (1710) die Feststellung ableiten, daß sich menschliches Sein und menschliche *Identität* im wesentlichen durch die Wahrnehmungsmöglichkeit, das Wahrnehmen und das Wahrgenommenwerden begründen lassen: esse est percipi, esse est percipere. So wird sich der Mensch durch die *Selbstwahrnehmung* der eigenen Existenz unmittelbar bewußt - die Existenz anderer Individuen oder Geisteswesen kann dagegen nur durch die Bildung von Analogien, durch Vorstellungen erschlossen werden.

Ganz im Mittelpunkt des Denkens und damit der Philosophie hat der Mensch nach David *Hume* (1711-1776) zu stehen - von der Lehre vom Menschen hängen alle anderen Wissenschaften ab. Neben *Humes* Veröffentlichungen über Religion, Moral und Politik sind es vor allem seine Abhandlungen über die menschliche Natur (1739/40) und den menschlichen Verstand (1748), die uns im vorgegebenen Zusammenhang angehen. Das Bewußtsein des Menschen besteht aus *Perzeptionen*, aus Eindrücken und Ideen, aber es ist keine Substanz im Sinne einer Seele oder eines "Selbst" vorhanden, die Veranlasser oder Träger dieser Perzeptionen wäre. Eine seelische Instanz etwa wie ein Ich oder ein "Selbst" besteht also allenfalls in den Perzeptionen selbst. Der Prozeß des Perzipierens und die Tatsache der Verbundenheit aller möglichen Perzeptionen rufen in uns

lediglich den Eindruck oder den Glauben an so etwas wie eine Seele oder ein Ich oder ein "Selbst" hervor.

Die Gedanken und Schriften der angelsächsischen Philosophen, die als Vorläufer oder zumindest gelegentliche Gedankengeber der modernen Selbstkonzeptforschung angesehen werden, umkreisen die Ideen von "selbst" und Selbstkonzept einerseits oft, ohne sie explizit so zu bezeichnen, etwa in der Betonung der Bewußtseinstatsachen und des freien Willens des Menschen bei William *James*. Andererseits haben gerade diese Philosophen das "self" ausdrücklich im Visier. So unterscheidet *James* die Kategorien des "material me" (der Erfahrung des eigenen Körpers, des Zuhause, der Familie und der einer Person vertrauten Gegenstände), des "social me" (des Bewußtseins des eigenen Ansehens bei anderen oder des Gewährwerdens, wie andere Menschen einen selbst beurteilen) und des "spiritual me" (der Erfahrung der eigenen seelischen Vorgänge, des eigenen Denkens und Fühlens beispielsweise). Hier wird auch die Verbindung des "Selbst" zum Begriff der "Seele" deutlich, wenn William *James* ausführt, daß man die Wahrnehmung der eigenen geistigen Aktivität als unmittelbare Offenbarung der menschlichen Seele auffassen könne.

Auf William *James* geht auch der Gedanke zurück, es könne für ein Individuum prinzipiell so viele "Selbste" geben wie es über soziale Interaktionen verfüge: "...a man has as many social selves as there are individuals who recognize him and carry an image of him in their heads. But as the individuals who carry images fall naturally into classes, we may practically say that he has as many different social selves as there are distinct groups of persons about whose opinion he cares" (*James*, 1890, S. 294). Dennoch waren *James'* Überlegungen nicht vorrangig von der sozialpsychologischen Perspektive des "sozialen Selbst" geleitet - er beschäftigte sich in allgemeinspsychologischer Orientierung mit dem Bewußtsein allgemein, und zwar mit dem *stream of thought*. Das "Selbst" ist ihm zufolge gewissermaßen eine Alternative zum bloß passiven Fühlen und Denken, es ist der Inbegriff der Aktivität, also der Tatsache, daß das Individuum selbst psychische Prozesse in Gang setzt und kontrolliert. Das "Selbst" ist somit ein Teil, und zwar ein beachtlicher Teil, des Bewußtseinsstroms. Das *soziale "Selbst"* bezieht sich dann auf diejenigen (aktiven, die Aktivität des Denkens und Fühlens betreffenden) Teil des Bewußtseinsstroms, der sich mit anderen Personen, Klassen oder Gruppierungen von Personen beschäftigt: In bezug auf bestimmte soziale Gruppen hat der Mensch bestimmte selbstbezogene Gedanken, bestimmte Zustände von Selbst-Bewußtsein. Das Ich, das sich selbst zum Gegenstand seiner Gedanken macht, hat nach *James* keine eigene ontologische Qualität, sondern besteht eben in dem geschilderten Vorgang, in der Funktion des Denkens: "The I... cannot itself be an aggregate. Neither for psychological purposes need it be considered to be an unchanging metaphysical entity... It is a thought at each moment different from that of the last moment, but appropriative of the latter, together with all that the latter called its own (*James*, 1890, S. 401).

Aus den Schriften von William *James* läßt sich bereits so etwas wie eine Widersprüchlichkeit, zumindest aber eine Doppelgesichtigkeit in der Auffassung vom "Selbst" ablesen: Einerseits ist das "Selbst" vom jeweiligen sozialen Gegenüber, von spezifischen Situationen und Bedingungen abhängig, ist also hochgradig variabel; *Miller* (1963) hat dies später als "subjective public identity" bezeichnet. Andererseits gibt es so etwas wie eine zentrale und überdauernde Identität, eine Art

Kern, mit den Worten von *James* eines Menschen "truest, strongest, deepest self", also etwas hochgradig Konstantes. Das Problem, sowohl durch übersituative Invarianz als auch durch situationspezifische Konstanz gekennzeichnet zu sein, teilt das Selbst-Konstrukt damit von Anbeginn mit dem Konzept der Persönlichkeitseigenschaft, das unter diesem Gesichtspunkt Hans Thomae (1960) diskutiert hat.

Ebenfalls am Ende des 19. Jahrhunderts wies James Mark *Baldwin* (1897), der als einer der ersten Entwicklungspsychologen gilt, auf die überragende Rolle der Imitation bei der Entwicklung der *Selbstbewußtheit* hin. Das Verhalten anderer Personen nachzuahmen, sah er als bedeutende Möglichkeit an, etwas über sich selbst zu erfahren. Gleichzeitig ermögliche der Blick auf die eigene Person die wirksame Beeinflussung anderer Menschen. Insofern finden sich bei *Baldwin* bereits jene Ideen "sozialbehavioristischer" Art, die für den noch zu besprechenden Symbolischen Interaktionismus und die Psychologie der Selbstdarstellung und des Impression-Management wegbereitend gewesen sind.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts befaßte sich der Soziologe Charles Horton *Cooley* (1902) in seinem Buch "Human Nature and the Social Order" mit der Beziehung zwischen dem Individuum und seiner sozialen Umgebung. Was eine Person über sich selbst denkt, wie sie sich fühlt oder wie sie sich bewertet, hängt *Cooley* zufolge von der Interaktion zwischen dem Einzelnen und seinen Mitmenschen ab - das Selbstbild entwickelt sich seit der frühesten Kindheit in der Auseinandersetzung zwischen beiden. Der Einfluß der anderen ist so stark, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die anderen Personen tatsächlich vorhanden sind und das Individuum in seinem Selbstbild real beeinflussen oder ob sie ihren Einfluß nur in der Vorstellung ausüben. Indem das Individuum sich selbst durch die tatsächlichen oder antizipierten Reaktionen anderer Menschen auf die eigene Person mehr und mehr so entwickelt, wie (es glaubt, daß) die anderen es sehen und beurteilen, sieht es sich gleichsam mit den Augen der anderen. Die anderen wirken wie ein Spiegel, in den man schaut, um sich zu erkennen, aber man hält sich diesen Spiegel gewissermaßen selbst vor - das "Selbst" ist nach *Cooley* ein *Spiegelbild-Selbst*: "As we see our face, figure, and dress in the glass, and are interested in them because they are ours..., so in imagination we perceive in another's mind some thought of our appearance, manners, aims, deeds, character, friends, and so on, and are variously affected by it" (1902, p. 152). Dabei sind nicht alle denkbaren Personen in gleichem Maße einflußreich: "In the presence of one whom we feel to be of importance, there is a tendency to enter into and adopt, by sympathy, his judgment of ourself" (1902, p. 175). All dies gilt im gleichen Moment für den jeweils anderen, also das Gegenüber, so daß wir es bei dieser Interpretation der Entstehung, Beeinflussung und möglichen Veränderung des Selbstbildes mit einer echten zwischenmenschlichen Interaktion zu tun haben: "Each to each a looking-glass, reflects the other that does pass".

Charles Horton *Cooley* wird mit seinen Beiträgen zum Selbstbild allgemein als Vorläufer von George Herbert *Mead* (1863-1931) angesehen, eines Soziologen, der sich selbst als einen Sozialbehavioristen bezeichnete. *Mead* (1934) übernahm die Idee des Spiegelbild-Selbst, konkretisierte aber die *Cooleyschen* "imagnations" derart, daß er die Rolle von Personen hervorhob, mit denen das Individuum hauptsächlich interagiert und die für die Etablierung seines Selbstkonzepts von entscheidender Bedeutung sind: die *significant others*.

Bei solchen *bedeutsamen anderen Personen* handelt es sich zumeist um Individuen der engeren Umgebung des Individuums - Vater, Mutter, Geschwister, Lehrer usw. In der Interaktion mit diesen Partnern übernimmt eine Person gleichsam die Blickweise, die Position, die Funktion der bedeutsamen anderen Person ("*taking the role of the other*"): "The individual experiences himself as such, not directly, but only indirectly, from the particular standpoints of other individual members of the same social group, or from the generalized standpoint of the social group as a whole to which he belongs... He becomes an object to himself only by taking the attitudes of other individuals toward himself within a social environment or context of experience and behavior in which both they and he are involved" (Mead, 1934, S. 140). Die von Mead begründete Richtung des Symbolischen Interaktionismus wird uns später noch weiter beschäftigen.

Mead beließ es nicht bei dem Hinweis auf soziale Vorstellungen, mittels deren ein Individuum sein Selbstbild formt, vielmehr bemühte er sich um das Studium offen beobachtbarer sozialer Verhaltensweisen, und dabei insbesondere um solche verbaler Art - soziales Verhalten kann nach Mead in "symbolischer" Form, nämlich über die Sprache, analysiert werden. Die Verhaltensorientierung dieses Soziologen wird deutlich, wenn er die in Anlehnung an James vorgenommene Differenzierung zwischen der Person, die etwas weiß und Urteile abgibt ("the self as *knower*"), also dem Ich in der Form des *I* einerseits, und andererseits der Person, über die man etwas weiß ("the self as *known*"), also dem Ich in der Form des *me*, möglichst in bezug auf Handlungen verstanden wissen will. Zugleich macht er aber in gewissem Sinne auch Aussagen über bei der Selbstkonzeptbildung ablaufende innere Prozesse, wenn er von *generalisierten Anderen* spricht, also Abstraktionen all derjenigen Personen, mit denen ein Individuum interagiert und die zur Entwicklung und Etablierung seines Selbstkonzepts beitragen: "The organized community or social group which gives to the individual his unity of self can be called 'the generalized other'. The attitude of the generalized other is the attitude of the whole community..., it is the form of the generalized other that the social process influences the behavior of the individuals involves in it and carrying it on, that is, that the community exercises control over the conduct of its individual members" (Mead, 1964, S. 218f).

Betont nicht-behavioristisch gab sich, auch in bezug auf das "Selbst", der Persönlichkeits- und Sozialpsychologe Gordon W. Allport (1897-1967). Er übernahm zwar einerseits die Auffassung James' von den vielen möglichen Arten von "Selbst", indem er acht verschiedene Bedeutungen des "Ego" (oder auch "Funktionen des Selbst") unterschied. Andererseits betonte er ebenso wie die kontinentalen Persönlichkeitsforscher seiner Zeit die Einheit der Person; insbesondere in der später viel untersuchten *Ichbeteiligung*, dem *ego-involvement*, sieht Allport einen Ansatzpunkt, das Konzept des "Selbst" (wieder) stärker in den Vordergrund psychologischer Forschung zu rücken. Obgleich ansonsten keineswegs psychoanalytisch orientiert, begrüßte Allport, daß psychoanalytische Autoren das Konzept des "Selbst" - und zwar vor allem in Gestalt des Ego oder des Ich - über "sozialbehavioristische" Epoche hinweggerettet hätten (vgl. Greenwald & Pratkanis, 1984). Betrachtet man die gegenwärtige Situation der "Psychologie des Selbst", so kann man sagen, daß Gordon W. Allport mit seinem Wunsch nach stärkerer Berücksichtigung der Auffassung von einem "substantiellen" "Selbst" in der amerikanischen Psychologie nicht lange warten mußte.

Die Psychoanalyse Sigmund *Freuds* faßt bekanntlich das menschliche Individuum als mehrschichtiges Wesen auf: Zwischen dem *Es* und dem *Über-Ich* lokalisiert sie das *Ich* als Ausdruck der zwischen normativen und triebhaften Instanzen hin- und hergerissenen Individualität: "The ego is sandwiched in between" (*Scheibe*, 1985, S. 49). Das mit einer Phalanx von sogenannten Abwehrmechanismen ausgestattete *Ich* befindet sich gemäß psychoanalytischen Annahmen in ständiger Auseinandersetzung sowohl mit eigenen triebhaften Impulsen als auch mit normativen Einengungen seitens der sozialen Umgebung. Faßt man vereinfachend das *Ich* der Psychoanalytiker als "Selbst" auf, dann sind die Lehren *Freuds* und seiner Schüler zu wesentlichen Teilen auch Psychologien des "Selbst". Insbesondere bei dem als vergleichsweise stärker sozialpsychologisch orientierter Psychoanalytiker geltenden Harry Stack *Sullivan* (1892-1949) und seiner interpersonalen Psychiatrie finden sich deutliche Bezüge zu *James* und *Mead* (vgl. *Sullivan*, 1953).

In ähnlicher Weise wie die Psychoanalytiker könnte man die heute kaum noch zitierten, aber wesentlich stärker am "normalen" Menschen interessierten *Schichttheoretiker* der älteren deutschen Persönlichkeitspsychologie als Vertreter einer Selbst-Psychologie heranziehen: Sowohl die von *Erich Rothacker* (1888-1965) beschriebene, zwischen der "emotionalen Tiefenperson" und der "kontrollierenden Ichfunktion" angesiedelte *Personschicht* als auch die in der ständigen Auseinandersetzung und funktionellen Durchdringung zwischen dem "endothymen Grund" und dem "personellen Oberbau" zu denkende Person in der Sichtweise von *Philipp Lersch* (1898-1972) stellen solche teils substantiell aufgefaßten, im Grunde aber stets *funktionell* verstandenen Umschreibungen eines "Selbst" im Sinne von Individualität oder Einheit der Person dar (vgl. *Rothacker*, 1938; *Lersch*, 1938).

Kehren wir aber noch einmal zu philosophischen Vorläufern der Selbstkonzept-Forschung zurück, und zwar zu solchen *kontinentaleuropäischen* Entwicklungslinien der frühen Beschäftigung mit dem "Selbst", die vor der Gründung des ersten psychologischen Laboratoriums durch *Wilhelm Wundt* im Jahre 1879, dem Datum des Beginns der modernen Psychologiegeschichte, zu erkennen sind. Bei der Beschäftigung mit den philosophischen Vorläufern der Psychologie des "Selbst" muß dem Betrachter spätestens auffallen, welche - von der heutigen Psychologie kaum erkannte und gewürdigte - Bedeutung das Denken des Philosophen *Immanuel Kant* (1724-1804) für die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten hat.

Wie schon bei den zitierten angelsächsischen Philosophen wird dem Denken die Fähigkeit zugeschrieben, sich sowohl auf Objekte überhaupt, also zum Beispiel auf Gegenstände der Umwelt, als auch auf sich selbst als Subjekt zu richten. Bei *Kant* rückt die *Erkenntnis des Subjektes* in den Mittelpunkt der Betrachtung, sie ist ihm zufolge der wahre Gegenstand der Philosophie. "Wir haben alle unsere Erkenntnisse nur dadurch, daß wir uns erkennen" (1782, p.438). Aus *Kants* umfassendem Denken und Werk, aus dem hier nur gleichsam Splitter entnommen werden, erfährt die weiter oben geäußerte Vermutung Unterstützung, mit der Substantialisierung des "Selbst" werde so etwas wie eine Wiederauferstehung des Seelenbegriffs betrieben, wenn wir erfahren, daß der Philosoph in seinen Vorlesungen zur *Metaphysik* schreibt, daß ein Subjekt des Denkens, das eine Beziehung zu einem Körper hat, eine Seele sei. *Ich*, der ich denken kann und über Sinne verfüge, *bin* Seele. *Kant* postuliert also nicht nur ein abstraktes oder absolutes Subjekt, das als eine letzte Instanz, als eine

Substanz zu denken ist, sondern in dem "Ich denke", das sich auf die eigene Person als Subjekt bezieht, erkennt er die Existenz eines sich selbst reflektierenden Ich oder, wie wir auch sagen könnten, des Selbstbewußtseins.

Innerhalb der deutschsprachigen Philosophie haben weiterhin die wichtigsten Vertreter des *Deutschen Idealismus* über das Ich, das "Selbst", das Subjekt nachgedacht; wie bei vielen anderen Philosophen ist bei Johann Gottlieb *Fichte*, Friedrich Wilhelm *Schelling* und Georg Wilhelm Friedrich *Hegel* die Subjektivität, einschließlich der Selbstreflexivität des Subjektes, ein zentraler Gegenstand des Denkens. Mit ihrer Frage nach dem Subjekt und der Subjektivität zählen *Kant*, *Fichte*, *Schelling*, *Hegel* und weitere ihrer Zeitgenossen, sehr frei formuliert, zu den frühesten Selbst-Forschern.

Nach Johann Gottlieb *Fichte* (1762-1814) setzt das "Ich" zum einen sich selbst (das heißt, es erfährt, begreift, definiert sich selbst), zum anderen setzt es das "Nicht-Ich". Zwar ist mit dem "Ich" oder dem "*absoluten Subjekt*" bei *Fichte* so etwas wie das "Bewußtsein überhaupt" gemeint - der Begriff ist also erheblich weiter gefaßt als bei den jüngeren Psychologen das "Selbst". Dennoch wird damit die Perspektive auf die eigene Person als eine Hauptbeschäftigung des philosophischen Denkens bezeichnet. *Fichte* verwendet auch bereits den Begriff des Selbstbewußtseins - das Subjekt, das "denkende Ich" als Hauptgegenstand des Philosophierens konstituierte ein "endliches Vernunftwesen", das sich alle möglichen Funktionen zuschreibt, und diese Selbstzuschreibung ist die "Bedingung der Möglichkeit des Selbstbewußtseins" (*Fichte*, 1796, p. 330).

Friedrich Wilhelm Joseph von *Schelling* (1775-1854) sieht in seiner *Identitätslehre* das Subjekt, das Ich, das *Fichte* vom Nicht-Ich getrennt sah, gemeinsam mit allem Nicht-Ich, so auch mit der Natur, in einem metaphysischen Urgrund gegründet - da sich die Daseinsformen des Geistes und der Natur gespalten haben, konnte sich innerhalb dieser Einheit beider das Subjektive, also das Ideelle, in gewisser Unabhängigkeit vom Materiellen entwickeln. Das Subjekt geht also einerseits in der als "absolute Identität" zu denkenden Einheit von Subjekt und Objekt auf, andererseits erhält es im Spätwerk *Schellings* eine gewisse Selbständigkeit als etwas, das seiner selbst bewußt ist.

In Georg Wilhelm Friedrich *Hegels* (1770-1831) Philosophie erhält die Verbindung des Subjekts mit dem Objekt eine zentrale Bedeutung, ja sie wird in seinem frühen Werk gelegentlich als Ausdruck des Göttlichen aufgefaßt. Das *Subjekt*, das freie Wesen, ist dabei die übermächtige Instanz, während das Objekt, also die Natur, das vom Subjekt Beherrschte ist. Natürlich ist der Begriff des Subjektes bei *Hegel* wie bei den anderen Deutschen Idealisten nicht mit dem heute verwendeten Konzept des "Selbst" gleichzusetzen; allerdings zeigt die immer stärkere Zentrierung des Hegelschen Denkens auf das Subjekt besonders klar, wie stark im philosophischen Denken die Idee eines sich selbst reflektierenden Individuums ist. So wird das Subjekt von *Hegel* gesehen als das Prinzip dessen, was "wirklich ist", als "Bewegung des sich selbst Setzens", als "Vermittlung des sich anders Werdens mit sich selbst" - also eigentlich als recht allmächtig. Der Begriff des Subjektes wird zum Begriff eines Absoluten, für das der Philosoph den Begriff des "Geistes" setzt; in seiner "Phänomenologie des Geistes" von 1807 entfaltet *Hegel* die Idee des endlichen oder subjektiven Geistes, der als "theoretischer Geist" und als "praktischer Geist" Gegenstand der Psychologie sei.

Auch von solchen kontinentaleuropäischen philosophischen Traditionen ließe sich eine Verbindungslinie zu Sigmund *Freuds* Lehre vom "Ich" als einer Instanz der Subjektivität, der Individualität, der Persönlichkeit etc., ziehen, einem Gebilde, das sich in ständiger Auseinandersetzung mit den Kräften einerseits des Untergründigen und Triebhaften ("Es") und andererseits des Normativen und Vernünftigen ("Über-Ich") befindet. Es ist allerdings vermutlich kein Zufall, daß Autoren, die sich mit der Geschichte der Selbstkonzeptforschung beschäftigen, den Altmeister der Psychoanalyse nur kurz erwähnen. Denn während beispielsweise die Philosophen der Subjektivität stets von vornherein an der Erkenntnis der eigenen Subjekthaftigkeit und Identität interessiert sind (so formulierte etwa Immanuel *Kant*, daß die Erkenntnis des Subjekts der wahre Gegenstand der Philosophie sei - wir alle hätten unsere Erkenntnisse nur dadurch, daß wir uns erkennen), scheint für *Freud* die vermeintliche Existenz der Kategorien Ich, Es und Über-Ich als Elemente einer Person klar festzustellen und davon ausgehend vor allem deren Zusammenspiel und Dynamik zu interessieren. Zwar ist das "Ich" sozusagen der "Sitz" des Bewußtseins, aber dessen Erkenntnisfunktionen sind nicht in erster Linie auf die Beschäftigung mit der eigenen Person gerichtet - im Gegensatz zu den meisten besprochenen philosophischen und psychologischen Denktraditionen stehen Selbsterkenntnis und die Befassung mit dem Bild von sich selbst traditionellerweise nicht im Mittelpunkt psychoanalytischer Deutungen.

Die Wiederbelebung des "Selbst" in der Gegenwartspsychologie

Die Abkehr von "der Seele" als einem für eine empirisch arbeitende Wissenschaft unbrauchbaren Begriff ist ein wichtiger Fortschritt - beinahe hätten wir geschrieben: "ein Segen" - gewesen. Wir halten sie für ebenso förderlich wie den erwähnten Übergang vom statischen zum prozessualen Denken in verschiedenen Bereichen psychologischer Forschung. Doch seit einigen Jahren kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als feiere der bequeme, ja eigentlich primitive Umgang mit Substantialisierungen des Verhaltens und Erlebens seine Auferstehung - in der "*Psychologie des Selbst*". Als menschlich-allzumenschlich, wenngleich auch nicht als besonders wissenschaftlich erscheint es nämlich auch, Phänomene, die man an sich selbst, an der eigenen Person beobachtet und beurteilt, in terminis einer "Substanz" zu denken und sie einer Instanz zuzuschreiben, die als "Selbst" bezeichnet wird. So wie im psychoanalytischen Deutungssystem Instanzen und Kräfte wie "das Ich", "das Es", "das Über-Ich" etc. angenommen werden, tritt in einer Vielzahl wissenschaftlich-psychologischer Veröffentlichungen nun "das Selbst" auf den Plan.

Im gegenwärtig alltäglichen populärpsychologischen Denken und Sprechen scheint "das Selbst" seit je einen festen Platz einzunehmen, wie etwa die folgenden Formulierungen zeigen: Monika muß mal wieder etwas für ihr "Selbst" tun, Klaus hat immer noch nicht zu seinem "Selbst" gefunden, Inge scheint erhebliche Probleme mit dem "Selbst" zu haben, überhaupt haben Frauen oft immer noch ein schwächeres "Selbst" als Männer, deshalb besucht Claudia einen Kurs, in dem es um die Stärkung des "Selbst" geht, und sie hat sich Buch mit dem Titel "Psychologie des Selbst" gekauft.

Der Begriff des "Selbst" scheint hier für eine Reihe von psychologischen Vorgängen des Wahrnehmens und Beurteilens zu stehen, die sich auf die eigene Person beziehen: Monika meint vermutlich, sie solle nicht immer nur an andere denken, sondern sich auch selber mal wieder etwas Gutes antun; Klaus hat anscheinend noch immer nicht zu einem eigenen, unverwechselbaren Lebensstil gefunden; Inge kommt offenbar, wenn sie sich selbst betrachtet, zu dem Ergebnis, daß sie einfach nicht selbstbewußt genug ist; es hat oft den Anschein, daß Frauen noch nicht so selbständig, selbstbewußt und selbstsicher sind wie Männer; daher ist es scheinbar konsequent, wenn man, wie Claudia, einen Kurs besucht, der eine Stärkung des Selbstwertgefühls und der Durchsetzungsfähigkeit verspricht, und wenn sie ein Buch kauft oder sogar liest, das zwar von Selbsterfahrungspraktiken oder von Selbstkonzeptforschung, Selbsttheorien und Selbstkonzeptmessung handelt, dessen Autor aber, um einen griffigen Titel zu haben oder einfach, weil alle es so machen, von der "Psychologie des Selbst" redet.

Das Verhalten von Monika, Klaus, Inge und Claudia erscheint als verständlich, schließlich müssen sie nicht psychologisch vorgebildet und in der Geschichte der Psychologie bewandert sein - dasjenige des Autors, der von der Psychologie "des Selbst" spricht, ist es nicht. Es ist verzeihlich und für den Alltagsgebrauch höchst sinnvoll, für Vorgänge des Erlebens und Verhaltens plausible erscheinende Kategorien zu bilden, deren Inhalte dann als "Substanzen" oder "Entitäten" gleichsam als homunculi im Denken ihr Unwesen treiben und ihr Eigenleben zu führen beginnen. Psychologen sollten sich dagegen davor hüten, Vorgänge, die sie beobachten und messend erfassen, entsprechenden Denkbildern zuzuschreiben, insbesondere wenn von letzteren bekannt ist, daß sie von nicht-wissenschaftlich Denkenden gern und leicht verdinglicht werden. Vermutlich werden die dabei auftretenden, zunächst noch kaum übersehbaren Folgeschäden zu wenig bedacht.

Für die schädlichen Konsequenzen der Rede von einem "Selbst" seien hier nur zwei Beispiele genannt. Sobald ein substantialisiertes Konzept in unserer Vorstellung existiert, schreiben wir ihm gern eine geradezu aktive Rolle, also die Funktion eines Agens zu. Nehmen wir als analoges Beispiel wieder "die Seele". Plötzlich fängt sie an zu agieren: Meine Seele harrt, sie hofft auf etwas, sie freut sich und jubiliert usw. usw. Oder es widerfährt ihr etwas: Ich habe meine Seele verkauft, ich hänge mit meiner ganzen Seele am Fußball, meine Seele "gehört ganz Dir" usw. usw. Ganz ähnlich verhält es sich offensichtlich mit "dem Selbst": Das "Selbst" bildet sich heraus, es agiert zunehmend unabhängig, es setzt sich von anderen ab, es trifft Entscheidungen, es ist sich seiner bewußt etc. etc. In dem von Roy F. Baumeister (1999b) herausgegebenen Buch "The self in social psychology" findet man in dem grundlegenden Beitrag des Herausgebers Überschriften wie "Nature of the self", "How the self became a problem", "Knowledge and awareness of the self", "Self as interpersonal being", "Self as agent". Und es finden sich auf nur einer einzigen Seite bereits die folgenden Formulierungen des Editors:

- "The self is not known directly but either observed in action or inferred from social events, which is why the self is harder to know and understand than, say, a table or spoon",
- "the self is a member of groups or relationships",
- "the self is involved in interacting with others"
- "the self has an executive function. This enables the self to make choices".

Und in einer neueren Sammlung von deutschsprachigen Beiträgen zur "Psychologie des Selbst" (Greve, 2000) finden sich Formulierungen des Herausgebers wie:

- "Das Selbst ist ein dynamisches System"
- "Der potentielle Umfang des möglichen Selbst (ist) wesentlich größer als das reale Selbst"
- "Schon die Strukturen des Selbst (haben) Implikationen für die in ihnen wirksamen Prozesse"
- "Die Informationsverarbeitung durch das Selbst (operiert) immer auch im Dienste des Selbst".

Eine zweite Konsequenz der Rede von einem substantialisierten "Selbst" ist die fast zwangsläufig erfolgende Differenzierung, die mit der längerfristigen Etablierung eines theoretischen Konzeptes einhergeht. Dann werden aus einer Quasi-Substanz mehrere Quasi-Substanzen - aus einem "Selbst" werden mehrere "Selbste". In dem Maße, wie man einen Gegenstand wissenschaftlich näher erforscht, stößt man oft auf Möglichkeiten der beispielsweise materiell-bereichsspezifischen oder situativ-temporären Differenzierung seines Forschungsobjektes. Es ist zum Beispiel vernünftig anzunehmen, daß Beurteilungen der eigenen Person unterschiedlich ausfallen je nachdem, welchen Gegenstandsbereich oder welches Sachgebiet sie betreffen oder auf welchen Zeitraum und auf welche besondere Situation sie sich beziehen, ob es sich um realistisch erscheinende Beurteilungen der eigenen Person oder um einen wahrgenommenen Idealzustand handelt und ähnliches. Hat man aber erst einmal begonnen, vom "Selbst" zu sprechen, so ist man nun gehalten, Unterkategorien (und damit Unter-Substantialisierungen) aufzustellen. Selbstverständlich ist es richtig und sinnvoll, Funktionen zu differenzieren, also Unterkategorien von psychischen Funktionen aufzustellen. Bei vielen prominenten Autoren gerät dies jedoch sprachlich zur Unterscheidung und Etablierung von untergeordneten Quasi-Entitäten.

Ähnlich wie William James (1890) zwischen "the self as knower" und "the self as known" mit den Versionen "the material me", "the social me" und "the spiritual me" unterschied, ähnlich wie George H. Mead (1934) das "self" in ein "I" und ein "me" aufspaltete, bemühen sich viele Selbst-Forscher um eine Differenzierung des "Selbst" in diverse Lebensbereiche, in denen ein Individuum agiert, und sie beschreiben ein "soziales Selbst", ein "Körper-Selbst", ein "Sport-Selbst", ein "Schul-Selbst" usw. Markus & Nurius (1986) sprechen von mehreren "possible selves", zum Beispiel von einem "famous me", einem "me as overweight", "me in prison", "me as parent" usw. - aus jeder möglichen Funktion oder Rolle kann ein "Selbst" erwachsen. Die Unterscheidung zwischen einer "realen" und "idealen" Selbsteinschätzung führt zu der allgemein üblichen Rede vom "realen Selbst" und "idealen Selbst". In der wohllelaborierten Selbst-Diskrepanz-Theorie von E. Tory Higgins (1987) wird in diesem Sinne zwischen einem "actual self", einem "ideal self" und einem "ought self" unterschieden. Breckler & Greenwald (1986) stellen eine Typologie motivationaler Facetten "des Selbst" auf: "the diffuse self", "the public self", "the private self", "the collective self". Mit welcher Geschwindigkeit Psychologen zu Verdinglichungen greifen können, wird am Begriff des "working self" deutlich: Cantor und Mitarbeiter (1986) beschreiben, wie Individuen beispielsweise in unterschiedlichen Situationen bestimmte Kognitionen, die sich auf die eigene Person beziehen, aktivieren, also etwa aus dem Gedächtnis abrufen und bewußt machen, so daß sie ihnen zugänglich sind und sie von ihnen Gebrauch machen können. Bezeichnet wird das Konstrukt, das diese Vorgänge zusam-

menfassend beschreibt, ausdrücklich im Sinne eines "dynamic self-concept" als "working self-concept". Die meisten Autoren, die sich darauf beziehen, sprechen jedoch verkürzt vom "working self", so daß der Eindruck einer Instanz, möglicherweise sogar von etwas Ausgedehntem, vielleicht in der Art eines Arbeitsspeichers entsteht. Bei deutschen Übersetzern und Epigonen findet sich dann die Bezeichnung "das Arbeitsselbst" - man spürt hier förmlich, wie "das Selbst" zu Werke geht, wie es arbeitet.

Dem Psychologie-Geschichtsschreiber *Scheibe* (1985) zufolge könnte es mit der großen Bedeutung der strikten Verhaltensorientierung im amerikanischen Behaviorismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammenhängen, daß mit dem Begriff des "Selbst" ein *mentalistisches* Konzept wiederauferstanden ist, das alle Züge eines *homunculus* zu tragen scheint; der Autor bezieht sich dabei auf das zweibändige Werk *The self-concept* von Ruth Wylie (1974, 1979):

"The hegemony of behaviorism has evidently come to an end in psychology. Cognition has emerged again as the psychological counterpart of the philosophical problem of epistemology and the preeminent topic for experimental research. Mind is beginning to reappear in our discourse; as it becomes evident that in a functional sense machines can think, so it is no longer considered to be absurd to allow people the same functional capacity. And the self has emerged again. If it emerges in the Wylie volume and in succeeding literature on the 'self-concept' as a reified grotesque, more recent thinking has been less guilty of ontological error. The methodological strictures accompanying behaviorism succeeded in producing just the sort of homunculus they were meant to exorcise - the elusive 'self' of Wylie's books. Now that the arbitrariness of those strictures is more evident, inquiry into the problem of self can enjoy liberation" (*Scheibe*, 1985, S. 55).

Wir möchten nicht annehmen, daß gegenwärtig publizierende Psychologen und "Selbst"-Forscher in ihrer Mehrheit an die Existenz eines substantialisierten "Selbst" glauben (manche weisen sogar explizit darauf hin, daß ihnen eine Verdinglichung eigentlich fremd sei, in der Praxis unterliegen sie ihr jedoch gleichsam unwiderstehlich). Wahrscheinlicher ist es, daß sie hier einfach unkritisch dem amerikanischen Sprachgebrauch folgen. Dieser Sprachgebrauch folgt seinerseits einer von der Psycholinguistik längst beschriebenen Ökonomietendenz, der zufolge differenziertere und kompliziertere Begriffe mehr und mehr durch einfachere und vereinfachende Begriffe ersetzt werden, insbesondere wenn erstere umständlich sind und letztere aus weniger Buchstaben bestehen. Daß bei diesem Vorgang die psychologische Bedeutung der Begriffe massiv verändert werden kann, müßten wissenschaftlich arbeitende Psychologen eigentlich vorab erkennen können. Die Wahl der Begriffe, die wir verwenden, steuert bekanntlich unser Denken und Attribuieren. Gemäß einem Prinzip impliziter Verbkausalität zieht man aus einer sprachlich formulierten Feststellung andere Schlüsse je nachdem, ob sie in verbaler oder adjektivischer, substantivischer etc. Weise formuliert wird - die Wahl linguistischer Kategorien hat, wie *Semin & Fiedler* (1991) überzeugend demonstriert haben, erhebliche Auswirkungen auf unsere Urteilsbildung.

Statt also beispielsweise von selbstbezogenen Kognitionen und weiteren auf die eigene Person bezogenen psychischen *Funktionen*, von allgemeinen und bereichsspezifischen *Selbstkonzepten* und ähnlichem zu sprechen (wie dies etwa noch vorbildlich in einem von Sigrun-Heide *Filipp* herausgege-

benen Band mit dem Titel "Selbstkonzept-Forschung" weitgehend durchgehalten wurde), beherrscht nun allenthalben das gleichsam verdinglichte "Selbst" die Szene. Mag die Interpretation dieses rückschrittlichen Fortschreitens im wissenschaftlichen Sprachgebrauch als Ausdruck einer Ökonomietendenz auch die einfachere und somit zu präferierende sein - es ist schwer vorstellbar, daß ein solch erheblicher Verzicht auf psychologische Aufklärung allein aus Bequemlichkeit und nicht auch aus einer wiederbelebten Sympathie für unselige Substantialisierungen zu erklären ist.

Das substantialisierte "Selbst" in psychologischen Sammelwerken

Der Autor oder Herausgeber eines Werkes zum "Selbst" kann bereits durch seine Wortwahl bei der Festlegung des Buchtitels seine Präferenz signalisieren: "Self-concept" bzw. "Selbstkonzept" (wie bei *Wylie*, 1974, 1979, und *Filipp*, 1979) oder "self" bzw. "Selbst" (wie zum Beispiel bei *Rosenberg*, 1979, *Suls*, 1982, *Baumeister*, 1999a und anderen). Überzeugender als die Titelwahl des Buchautors oder Herausgebers kann vielleicht eine simple Inhaltsanalyse psychologischer Sammelwerke zu "Selbstkonzept" und "Selbst" aufzeigen, was die einzelnen Autoren präferieren, ob sich eventuell Unterschiede zwischen amerikanischen und deutschen Psychologen aufzeigen lassen und ob sich in diesen Veröffentlichungen womöglich eine Entwicklung hin zu einer Wiederbelebung der substantialisierten Form des "Selbst" beobachten läßt.

Die in den letzten Jahrzehnten zum Thema "Selbst" und Selbstkonzept erschienenen Bücher sind fast ausschließlich Reader, also herausgegebene Sammelbände. Für eine Inhaltsanalyse ihres Sprachgebrauchs, sowohl den Begriff "Selbst" als auch die mit "Selbst" gebildeten Verbindungen betreffend, ist das von Vorteil, denn so kann sich die Analyse auf die Daten einer Vielzahl zeitgenössischer Autoren stützen:

Um sowohl ältere Veröffentlichungen (vom Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre) als auch neuere Publikationen (vom Ende der 1999er Jahre/Anfang 2000) zu betrachten und um sowohl amerikanische als auch deutschsprachige Lesebücher zu "Selbst" und Selbstkonzept einzubeziehen, haben wir die amerikanischen Sammelbände von *Suls* (1982; "Psychological perspectives on the self") und *Baumeister* (1999a; "The self in social psychology") sowie die deutschen Sammelbände von *Filipp* (1979; "Selbstkonzept-Forschung") und *Greve* (2000; "Psychologie des Selbst") ausgewählt. Ausgezählt wurde der Anteil des Gebrauchs des Substantivs "Selbst" und der zusammengefaßten Häufigkeit aller sprachlichen Verbindungen mit der Silbe "Selbst" ("Selbstkonzept/self-concept" "Selbstwahrnehmung/self-perception", "Selbstwertgefühl/self-esteem" etc.).

Um eine Vergleichbarkeit der betrachteten Texte hinsichtlich ihres Umfangs zu gewährleisten, wurden die Bände von *Suls* (223 Seiten) und *Filipp* (216 Seiten) komplett, von denjenigen von *Baumeister* und *Greve* nur die ersten 223 bzw. 217 Seiten (im ersten Falle bis zur Seite 277, im zweiten bis zur Seite 271) ausgewertet. Zitate, Literaturangaben, Abbildungen und Tabellen wurden bei der Zählung nicht berücksichtigt, wohl aber Fußnoten. Um eine Vergleichbarkeit der englisch- und deutschsprachigen Bücher zu gewährleisten, wurden in den englischen Texten die Reflexiv-

pronomen "himself", "themselves", "oneself" etc. ausgeschlossen, analog dazu in den deutschen Texten "selbst"-beinhaltende Ausdrücke in Koppelung mit reflexiven Verben wie z.B. "sich selbst wahrnehmen".

Es wurden ausgezählt: bei *Suls* insgesamt 1937, bei *Baumeister* 2917, bei *Filipp* 1656, bei *Greve* 1598 "selbst"-bezogene Ausdrücke. Sie verteilten sich wie folgt auf die Kategorien "das Selbst / the self" und "selbst-... / self-..." in den vier Bänden (in Klammern Prozentwerte, bezogen auf sämtliche "selbst"-bezogenen Ausdrücke):

Herausgeber	das Selbst/the self	selbst-.../self-...
Suls (1982)	510 (26,3%)	1427 (73,7%)
Baumeister (1999)	477 (16,4%)	2440 (83,6%)
Filipp (1979)	26 (1,6%)	1630 (98,4%)
Greve (2000)	323 (20,2%)	1275 (79,8%)

Die Neigung zur Verwendung der substantialisierten Form "das Selbst/the self" ist demnach mit rund 26% aller selbstbezogenen Ausdrücke am ausgeprägtesten bei *Suls*, am wenigsten ausgeprägt mit 1,6% bei *Filipp*. Es scheint so zu sein, daß bereits der Titel des jeweiligen Sammelbandes anzeigt, welche "Sprachregelung" die darin enthaltenen Beiträge bevorzugen: In den drei Bänden, die "das Selbst" oder "the self" im Titel führen, wird diese substantialisierte Form in 16, 20 und 26 Prozent aller Fälle verwendet - allein in dem Reader von *Filipp* mit dem Titel "Selbstkonzept-Forschung", tritt "das Selbst" in bemerkenswert konsequenter Weise so gut wie gar nicht in Erscheinung (1,6 Prozent). Ein Zusammenhang mit der Zeit der Veröffentlichung (vor 20 Jahren oder in der Gegenwart) oder mit der Sprache (englisch oder deutsch) läßt sich nicht erkennen.

Literatur

- Allport, G.W. (1943). The ego in contemporary psychology. *Psychological Review*, 50, 451-478.
- Baldwin, J.M. (1897). *Social and ethical interpretations*. New York: Macmillan.
- Baumeister, R.F. (1987). How the self became a problem: A psychological review of historical research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 163-176.
- Baumeister, R.F. (Ed.) (1999a). *The self in social psychology*. Philadelphia, PA: Psychology Press.
- Baumeister, R.F. (1999b). The nature and structure of the self. In R.F. Baumeister (ed.), *The self in social psychology* (pp.1-20). Philadelphia, PA: Psychology Press.
- Berkeley, G. (1709). *An essay towards a new theory of vision*. Dublin. (Reprinted 1901. Oxford: Clarendon Press.)

- Berkeley, G. (1710). *A treatise concerning the principles of human knowledge*. Dublin (Reprinted 1901. Oxford: Clarendon Press).
- Breckler, S.J. & Greenwald, A.G. (1986). Motivational facets of the self. In R.M. Sorrentino & E.T.Higgins (Eds.), *Handbook of motivation and cognition. Foundations of social behavior* (pp.145-164). New York: Guilford.
- Cantor, N., Markus, H., Niedenthal & Nurius, P. (1986). On motivation and the self-concept. In R.M. Sorrentino & E.T.Higgins (Eds.), *Handbook of motivation and cognition. Foundations of social behavior* (pp.96-121). New York: Guilford.
- Cooley, C.H. (1902). *Human nature and social order*. New York: Scribners.
- Descartes, R. (1955). *Die Prinzipien der Philosophie*. Hamburg: Meiner.
- Fichte, J.G. (1794). *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*. (Nachdruck; Hamburg: Meiner, 1979)
- Fichte, J.G. (1796). *Grundlage des Naturrechts. Akad.-A. I/3*. (Nachdruck; Hamburg: Meiner, 1966)
- Filipp, S.H. (Hrsg.) (1979). *Selbstkonzept-Forschung. Probleme, Befunde, Perspektiven*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Freud, S. (1932). *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke XV*, London: Imago Publ.
- Gergen, K.J. (1971). *The concept of self*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Greve, W. (Hrsg.) (2000). *Psychologie des Selbst*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Hegel, G.W.F. (1807). *Phänomenologie des Geistes*. (Nachdruck; Hamburg: Meiner, 1988).
- Higgins, E.T. (1987). Self-discrepancy: A theory relating self and affect. *Psychological Review*, 94, 319-340.
- Hobbes, T. (1658). *Elementortum philosophiae sectio: De homine*. London. (Deutsch: Anfangsgründe der Philosophie. Vom Menschen. Leipzig, 1918).
- Hobbes, T. (1946). *Leviathan* (Reprinted). London: Andrew Crooke.
- Hume, D. (1739/40). *A Treatise on human nature. Being an attempt to introduce the experimental method of reasoning into moral subjects*. London. (Nachdruck; Oxford: Clarendon Press, 1988).
- Hume, D. (1748). *An enquiry concerning human understanding*. London. (Deutsch: Philosophische Versuche über die menschliche Erkenntnis. Hamburg/Leipzig, 1755).
- James, W. (1890). The consciousness of self. In: *The principles of psychology* (Vol 1, pp.291-401) New York: Holt.
- Kant, I. (1782). *Vorlesungen über Logik*. (Nachdruck: Schriften zur Metaphysik und Logik, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975).
- Leibniz, G.W. (1992). *Philosophische Schriften und Briefe: 1683-1687*, herausgegeben von Ursula Goldenbaum. Berlin: Akademie-Verlag.
- Markus, H. & Nurius, P.S. (1986). Possible selves. *American Psychologist*, 41, 954-969.

- Mead, G.H. (1934). *Mind, self, and society*. Chicago: University of Chicago Press.
- Mead, G.H. (1964). Self. In A. Strauss (Ed.), *George Herbert Mead on social psychology. Selected papers* (pp.199-246). Chicago: University of Chicago Press.
- Mill, J.S. (1865). *An examination of Sir William Hamilton's philosophy*. London: Longmans.
- Miller, D.R. (1963). The study of social relationships: Situation, identity, and social interaction. In S. Koch (Ed.), *Psychology, a study of a science, Vol. 5: The process areas, the person, and some applied fields* (pp. 639-737). New York: McGraw-Hill.
- Ritter, J. & Gründer K. (1998). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Rosenberg, M. (1979). *Conceiving the self*. New York: Basic Books.
- Scheibe, K.E. (1985). Historical perspectives on the presented self. In B.R. Schlenker (Ed.), *The self and social life* (pp.34-64). New York: McGraw-Hill.
- Schelling, F.W. (1795). *Über die Möglichkeit der Form einer Philosophie überhaupt*. Tübingen.
- Semin, G.R. & Fiedler, K. (1991). The Linguistic Category Model, its bases, applications and range. In W. Stroebe & M. Hewstone (Eds.), *European Review of Social Psychology* (Vol.2, pp.1-30), Chichester: Wiley.
- Suls, J. (Ed.) (1982). *Psychological perspectives on the self (Vol.1)*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Thomae, H. (1951). *Persönlichkeit. Eine dynamische Interpretation*. Bonn: Bouvier
- Wylie, R.C. (1974). *The self-concept* (Revised Edition, Vol.1). Lincoln: University of Nebraska Press.
- Wylie, R.C. (1979). *The self-concept* (Revised Edition, Vol.2). Lincoln: University of Nebraska Press.

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um einen Auszug aus dem Manuskript einer Abhandlung über die "Psychologie des 'Selbst'".

Für die mühevollen Auszählung selbstbezogener sprachlicher Ausdrücke dankt der Verfasser Dipl.Psych, Julia Juuls.

Bielefelder Arbeiten zur Sozialpsychologie

Psychologische Forschungsberichte, herausgegeben von Hans D. Mummendey,
Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld
hans.mummendey@uni-bielefeld.de
(pro Heft EUR 1,25)

(Das Gesamtprogramm findet sich unter www.uni-bielefeld.de/~mummende)

- Nr.185 R.Mielke: 'Sheep-painting' als verdeckte Ingroup-Favorisierung: Schützen religiöse Überzeugungen vor Diskriminierung anderer? (2/98)
- Nr.186 S.Eifler: Zur Entwicklung einer metrischen Skala für die Erfassung der Intensität des Tabakkonsums (5/98)
- Nr.187 I.Grau, R.Mielke: Der Einfluß von Vergleichsergebnissen in Minoritäten und Majoritäten auf Leistungsverhalten und Selbsteinschätzungen (8/98)
- Nr.188 H.D.Mummendey: Selbstkonzepte als Ergebnis sozialer Interaktion (11/98)
- Nr.189 I.Grau: Die Messung von Gerechtigkeit in Partnerschaften: Ein Equity-Kurzfragebogen (2/99)
- Nr.190 S.Eifler: Routineaktivitäten und Gelegenheiten – eine quasi-experimentelle Untersuchung situativer Einflüsse auf deviantes Verhalten (5/99)
- Nr.191 H.D.Mummendey: Selbstdarstellungstheorie - ein Überblick (8/99)
- Nr.192 R.Mielke: Soziale Kategorisierung und Vorurteil (11/99)
- Nr.193 U.Clashausen, I.Grau & D.Höger: Konzeptioneller und empirischer Vergleich zweier Instrumente zur Bindungsmessung (2/00)
- Nr.194 S.Eifler: Zu einer empirisch begründeten Taxonomie von Gelegenheiten (5/00)
- Nr.195 J.T.Tedeschi: Social Psychology of Violence (8/00)
- Nr.196 H.D.Mummendey: Sozialpsychologie der Selbstschädigung (11/00)
- Nr.197 I.Grau: Fünf Formen der Macht in Partnerschaften (2/01)
- Nr.198 H.D.Mummendey, I.Grau: Entwicklung eines Self-Handicapping-Fragebogens (SHF) (6/01)
- Nr.199 S.Eifler, C.Seipel: Eine deutsche Version einer Skala zur Erfassung von Self-Control (8/01)
- Nr.200 U.Gebhard, R.Mielke: Selbstkonzeptrelevante Aspekte der Gentechnik (11/01)
- Nr.201 I.Grau: Ein Experiment zum Einfluss der Situation auf physische und psychische Nähe (2/02)
- Nr.202 H.D.Mummendey: Zur Substantialisierung des "Selbst" - Wurzeln und Erscheinungsformen (5/02)